Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 135. Bromberg, den 10. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Indessen gingen die Gespräche ununterbrochen überall weiter, und Herr Nathan Marius Duporc wußte seinen Nutzen daraus zu ziehen. Er erfuhr, daß die Dame sich auf dem Wege nach Brüssel befand, um ihren Bruder zu besuchen, der sie im Auto abholen würde, — er hörte ferner, daß sie sich über einen Rebus, den der galante junge Mann auf das Menü gezeichnet hatte, halb tot lachen wollte, — — er vernahm weiter, wie der jüngere der beiden Holländer sagte, er wolle nun ins Coupé zurückgehen, um Joopie Bok in der Überwachung der Koffer abzulösen, damit der nicht womöglich die Wertpapiere im Stich ließe, — und er fing endlich noch auf, wie der Herr mit dem Napoleonskopf vergnügt zurückflüsterte: „Und wenn schon! Sie sind ja versichert! Après nous le déluge . . .“

Kurz vor dem Haag wurde der Speisewagen beinahe leer. Alle bezahlten. Der untersetzte Herr, der auf dem Zentralbahnhof von seiner Tochter so rührenden Abschied genommen hatte, unterhielt sich eifrigst mit dem Dicken, der nachgegessen hatte, nachdem er von dem jungen Mann abgelöst worden war; der elegante Franzose ging mit der Dame ins Coupé und vergaß, während er sich höflich um sie bemühte, seinen Handkoffer mit dem verräterischen Heringspapier mitzunehmen.

Vorsichtig griff der Kriminalkommissar in das Gepäcknetz; aber in dem Augenblick, da er das verdächtige Stück bereits in der Hand hielt, kam der Eigentümer eilig zurück.

„C'est à moi“, sagte er und streckte die Hand nach dem Koffer aus.

„Wie meinen Sie?“ fragte Duporc.

„Das ist m e i n Gepäck!“ brüllte Charles Jean ihn auf Deutsch an und fiel einen Augenblick aus seiner Franzosen-Rolle.

„Entschuldigen Sie, bitte“, sagte der „Deutsche' diesmal sehr höflich; er war außerordentlich zufrieden, weil er an bestimmten Kehllauten zu erkennen vermochte, daß er einen waschechten Holländer vor sich hatte.

Lächelnd stieg er im Haag aus und gab im Telegraphenbureau dicht neben der Gepäckstelle ein dringendes Telegramm an den Chef der Kriminalpolizei in Amsterdam auf:

„Unverzüglich nach Roosendaal drahten oder telephonieren, daß bei Ankunft von Zug 15 heute abend 9,56 Polizei anwesend sein muß, um Jan Tulp, den ich in diesem Zuge verfolge, festzunehmen. Ich werde, wenn der Genannte aussteigt, mit einem weißen Taschentuch in der Hand neben ihm gehen, andernfalls vor der Coupétüre mit dem weißen Taschentuche in der Hand Wache halten. Die Verhaftung muß durch Zivilbeamte erfolgen. Es muß auf Widerstand gerechnet werden, da er höchstwahrscheinlich bewaffnet ist. Sollte dieses Telegramm Sie unerwarteterweise zu spät erreichen, so fahre ich mit dem Mann weiter, voraussichtlich bis Brüssel. Siebenstern.“

An dem Codewort „Siebenstern“ mußte die Kriminalpolizei ohne weiteres den Absender erkennen. Es war nun 8 Uhr 13 Minuten. Mit beinahe absoluter Sicherheit war anzunehmen, daß alles klappen würde. Während Duporc das herausgegebene Kleingeld rasch zu sich steckte, wurde er durch den kräftigen Ellbogen des jungen Mannes beiseite gedrängt, der mit dem Herrn im Napoleonsbart Sekt getrunken hatte. Mit seinem Siegelring klopfte der gegen das schon wieder geschlossene Schalterfenster, rief noch rasch durch den Spalt: „Telegramm nach Dordrecht“, warf das Geld hin und rannte, obwohl noch ein paar Minuten bis zum Abgang des Zuges blieben, rasch über den Bahnsteig zum Schlafwagen zurück. So ruhig, als hätte er noch stundenlang Zeit, bummelte Nathan Marius Duporc an den Wagen entlang, während die Türen schon geschlossen wurden. Das Wild war noch da! Und wie?

In einem Nichtraucherabteil 1. Klasse saß der berüchtigte Hoteldieb scharmant lächelnd bei der aufgetakelten Dame, die jetzt in der ringgeschmückten, kleinen, fleischigen Hand einen Spiegel hatte. Sie lachte laut, während sie sich ein Spitzentüchlein vor den Mund hielt.

„Sie hier?“ fragte plötzlich eine bekannte Stimme. Es war der Kollege Willems von der Haager Geheimpolizei, mit dem er kürzlich zusammen unterwegs gewesen war, um einen durchgebrannten Kassenboten zu fassen!

„Jawohl, mein Lieber“, sagte Duporc, „ich habe was an der Angel“

„Kann ich behilflich sein?“

„Jawohl, gewiß, indem Sie hier nicht allzu lange mit mir reden! Rufen Sie für alle Fälle Roosendaal an! Ich habe nach Amsterdam gedrahtet, aber man kann nie wissen. Sagen Sie, ich käme mit dem Pariser Zuge. Zwei handfeste Kerls in Zivil, und bewaffnet. Ich halte ein Taschentuch in der Hand. Dieser elegante Jüngling, den Sie da gerade vor sich sehen, — aber, bitte, nicht so auffallend hingucken — ist Jan Tulp . . . .“

„Nicht möglich!“

„Gut — dann n i c h t! Aber Roosendaal müssen Sie trotzdem anklingeln.“

„Aber nicht doch! Die Dame ist die Witwe des reichen Fabrikbesitzers Menzel Polack. Ich kenne sie.“

„Einsteigen!“ rief jetzt der Zugführer.

„Also Sie rufen Roosendaal an?“

„Sie blamieren sich, bester Duporc; aber wie Sie wollen!“

Und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

Ruhig begab sich Nathan Marius wieder in den Speisewagen, um nicht noch einmal die Aufmerksamkeit des gerissenen Kerls in dem Abteil 1. Klasse auf sich zu lenken. In Rotterdam konnte er ihn wieder kontrollieren, das war früh genug. Vorläufig war der Knabe bei den Ringen und Steinen der Witwe Menzel Polack vortrefflich aufgehoben.

Der untersetzte Herr mit dem Napoleonskopf hatte schon die zweite Flasche Sekt vor sich zu stehen. Der Dicke ihm gegenüber goß die Gläser so voll, daß der Wein beim Schaukeln des Wagens überlief. Sie rauchten große Zigarren, ohne daß der französische Kellner dies rügte. „Bestochen also. Ja ja, mit einem Trinkgeld läßt sich heutzutage alles erreichen!“

Und während die beiden so schrecklich pafften, saß an dem Tisch an dem vorher Frau Menzel Polack mit Charles Jean Tullipe diniert hatte, ein blasser Herr mit steil aufwärts gekämmten Haaren beim Billigsten, was auf der Karte stand: einer Tasse Kaffee mit Zucker und Milch à discrétion, und kaute an einem grauschwarzen Glimmstengel.

„Ein Geschäftsreisender,“ dachte der Kriminalkommissar, der als Fachmann alles sofort zu klassifizieren gewöhnt war, aber — und das Irren war nur menschlich! — die äußere Erscheinung eines Skribenten von der eines Commis voyageur nicht zu unterscheiden vermochte. Weil Nathan Marius Duporc für das Menü, das auf dem Tischchen lag und auf das Charles Jean Tullipe den Rebus für die Witwe Menzel Polack gezeichnet hatte, einiges Interesse

verspürte, setzte er sich dem finster vor sich hinstarrenden Schriftsteller Hans Thyssen, Mitglied des Literaturwissenschaftlichen Vereins, gegenüber.

„Mahlzeit", sagte er höflich.

„Danke", knurrte es aus Kopf und Magen des Schriftstellers, der an den zu Hause genossenen Brötchen mit Leber und Räucheraal seinen Hunger nur halb gestillt hatte und ihn nun mit einer Zigarre zu vertreiben versuchte und sich darüber ärgerte, daß der Rothaarige mit den Sommersprossen gerade ihm gegenüber Platz nahm, während doch so viele andere Tische frei waren.

„Gewiß ein Geschäftsreisender," dachte er nun seinerseits, irrte sich also ebenfalls in seiner Eintaxierung der Menschen und reihte seinerseits den Kommissar in eine Klasse mit Schriftstellern und Geschäftsreisenden ein.

Der „Deutsche" besah sich die Rückseite des Menüs, bestellte sich nichts Substantielleres, sondern auch nur eine Tasse Kaffee und hatte obendrein die unglaubliche Dreistigkeit, das Menü in die Tasche zu stecken.

„Armer Kerl," dachte Hans Thyssen; so sicher, wie zweimal zwei vier ist, geht es ihm ebenso schlecht wie mir. Er hat sich das Menü angesehen — genau wie ich; er bestellt sich aus Verzweiflung eine Tasse Kaffee, genau so wie ich; er zündet sich eine billige Zigarette an, genau wie ich. Aber er ist noch schlimmer daran als ich: er steckt sich das Menü in die Tasche, um zu Hause damit zu renommieren, wie köstlich er im Speisewagen gegessen habe. Zweifellos ein Reisender in Spielwaren oder Haarwasser," mutmaßte er.

„Ohne Frage ein Reisender in Farbstoffen," dachte der Kriminalkommissar, „einer, der viel von den schädlichen Dämpfen der Fabrik schlucken muß und infolgedessen immer Durst hat."

Sie tranken beide schweigend ihren Kaffee und begannen dann beide ebenso schweigend, sich Notizen zu machen.

Mittlerweile wurden an dem anderen Tisch der Bankier und der Direktor der All-Risk-Versicherungsgesellschaft, die auch beim Kaffee — freilich mit Likören! — angelangt waren, ein wenig laut.

„Verrückter Hering!" brüllte der Bankier und wurde blaurot bis in den Nacken, weil der von dem Dicken erzählte Witz gar zu komisch gewesen war.

Dann erhob sich Joopie Bok einen Augenblick und erkannte Hans Thyssen, der an dem Tische hinter ihm saß.

„Guten Abend, Herr Thyssen," sagte er grüßend.

Der Schriftsteller verneigte sich lächelnd — mit dem überlegenen Lächeln des Geistesaristokraten.

„Darf ich bekannt machen?" sagte Joopie Bok, der plötzlich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit hatte — warum, wußte er eigentlich selber nicht — „darf ich vorstellen: Herr Hans Thyssen, unser vortrefflicher Autor — Herr Artur Rondeel."

Ein sehr verschiedenartiger Ausdruck lag auf drei Gesichtern. Der Bankier grüßte mit einem wohlwollenden Lächeln, dem Lächeln des Klassenbewußten, der instinktiv die Bekanntschaft mit einem etwas Zweifelhaften ablehnt, — der Schriftsteller stand auf und verneigte sich zum zweiten Male, diesmal aber mit bestrickender Liebenswürdigkeit. Wenn es Rondeel beliebte, einen Menschen zu lancieren, so war der Betreffende „gemacht". Der Kriminalkommissar lauschte wie ein Jäger, der ein Geräusch in den Büschen hört. Also kein Reisender in Farbstoffen, sondern der Schriftsteller Hans Thyssen! Und der untersetzte Herr, der anscheinend eine Vergnügungsreise unternahm, vor der seine Tochter auf dem Bahnsteig in Amsterdam sich weinend von ihm verabschiedet hatte, war der bekannte Amsterdamer Bankier!

Nach der Vorstellung blieb es einen Augenblick still. Schließlich richtete der Bankier mit dem Takt des Mannes, der mit vielerlei Menschen in Berührung kommt, ein paar freundliche Worte an den Schriftsteller in dem abgeschabten Anzug und den ausgefransten Manschetten.

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Herr Thyssen, und ich freue mich außerordentlich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ihren Roman „Weltmeer" habe ich mit großem Genuß gelesen; es ist ein außergewöhnlich interessantes Werk."

„Verzeihung", sagte Hans Thyssen, „der Roman ist nicht von mir."

„Oh", sagte der Bankier und lächelte ein wenig befangen. Der Speisewagen, der gerade eine Kurve machte und dabei so schaukelte, daß die Gläser und Tassen fast vom Tische fielen, sorgte für rasche Ablenkung von dem peinlichen Thema.

Der Schriftsteller, der einen Augenblick ganz betroffen gewesen war, guckte auf seine Stiefel, die er noch nicht hatte in Ordnung bringen können, und während der Bankier und der Direktor der All-Risk-Versicherungsgesellschaft miteinander flüsterten und der rothaarige Deutsche sich ein paar Notizen machte, griff er mit äußerster Geschicklichkeit nach der Weinkarte, die auf dem Tische hinter ihm lag, und ließ sie, da nun anscheinend kein Mensch auf ihn achtete, als Material für ein paar bessere Einlegsohlen in seiner Brusttasche verschwinden. Darauf ging er nach höflicher Verbeugung in sein Abteil zurück.

„Was mag er damit wollen?" dachte Nathan Marius Duporc, während er sich zurücklehnte und die Augen zukniff, um die beiden, die ihm schräg gegenüber saßen, besser sehen zu können.

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen," sagte Artur Rondeel nun lauter — denn vor dem unmanierlichen Deutschen glaubte er sich nicht genieren zu müssen — „und drängen Sie mir keine solchen Bekanntschaften mehr auf."

„Ich verfolge damit ganz bestimmte Absichten", antwortete der dicke Rote mit der zu weiten Reisemütze und flüsterte etwas, das im Rattern des Wagens verloren ging.

„Kein übler Gedanke", sagte der Bankier und leerte sein Glas. Noch vor Delft bezahlte er: drei Diners, eine Flasche Rotwein, zwei Flaschen Sekt, Mokka, Liköre, und ließ noch eine halbe Flasche Kognak mit drei Gläsern in sein reserviertes Schlafwagenabteil bringen. Der Kellner bekam ein fürstliches Trinkgeld.

Da er nun einmal Sammler war — die Manie, alles aufzuheben, alles an sich zu nehmen, alles zu beschnüffeln, hatte ihm in seinem Leben schon zu mancher hübschen Entdeckung verholfen —, nahm der Kriminalkommissar die bezahlte Rechnung vom Tische gegenüber, steckte sie in die Tasche und besah sich dann die Bauchbinde der Zigarre, die der Bankier geraucht hatte. „Merkwürdig," dachte er, während er diese Banderole mit der verglich, die er um das Rauchkraut des Schriftstellers gesehen hatte; wie man heutzutage an den Banderolen der Zigarren noch mehr als an den Kleidern die Menschen erkennt . . . Eine Importe zu einem Gulden, und ein Strunk zu vier Cents!"

Nach dieser nicht allzu tiefsinnigen Betrachtung warf er noch einen flüchtigen Blick auf das Menü, das er in die Tasche gesteckt hatte und auf dem der vom Hoteldieb für die Witwe Menzel Polack aufgezeichnete Rebus stand. Dieselben feinen Schriftzeichen, die er im Fremdenbuch jenes Hotels gesehen hatte! Es war geradezu ein Genuß, wie ein Juwelier die Glieder einer so feinen Kette aneinander zu fügen! — Wie er nun den Gang des langen D-Zuges durchschritt, stellte Marius Duporc fest, daß Charles Jean Tullipe noch immer in seinem Abteil 1. Klasse mit der Frau Menzel Polack flirtete. Als er weiterging, sah er, wie Herr Hans Thyssen, der allein in einem Coupé 2. Klasse saß, sich damit beschäftigte, die aus dem Speisewagen mitgenommene Weinkarte mit einer Nagelschere zu zerschneiden. Im Schlafwagen waren die meisten Abteile hinter den herabgelassenen Vorhängen beleuchtet. Kein Wunder. Es war noch nicht halb neun — beinahe undenkbar, daß sich jetzt schon Reisende ins Bett legen wollten, zumal die Zollrevision in Roosendaal und Essen noch bevorstand. Nur in einem Coupé war es schon dunkel. Auch das wäre vielleicht nicht weiter auffällig gewesen, wenn nicht drinnen lautes Lachen vernehmbar gewesen wäre.

„Verdrehter Hering!" hörte man eine Stimme sagen.

„Die trinken Kognak und sitzen dabei im Dunkeln . . ." dachte Nathan Marius Duporc, „. . . merkwürdige Nummern!" Aber im übrigen interessierte ihn das nicht im geringsten. Der Bankier und seine Freunde, die anscheinend ein wenig über den Durst getrunken hatten, kümmerten ihn wenig. Seinen sämtlichen Kollegen würden die Augen übergehen, wenn er T u l p zu fassen bekäme, denn Tulp war das Alpha und — das konnte man mit beinahe absoluter Gewißheit annehmen — auch das Omega einer internationalen Diebesbande.

Duporc pfiff leise vor sich hin und gab sich nicht erst die Mühe, auch noch an den Abteilen der dritten Klasse vorüberzuschlendern. Damit beging er nun seinerseits denselben Fehler, den Jaapje Eekhorn gemacht hatte, als er vom Ufer aus nur die eine Seite seines Wohnschiffes betrachtet hatte. Hätte er seine Wanderung fortgesetzt, so würde er nach menschlicher Berechnung den außerordentlich geschickten Helfershelfer des Charles Jean Tullipe auf dem Gange getroffen und keine weniger angenehme Überraschung erlebt haben. So aber blieb er stehen, rauchte seine Zigarre vor einer der Wagentüren und stand dabei so gedeckt, daß er selbst kaum zu sehen war, aber den Gang des Wagens mit 1. und 2. Klasse keinen Moment aus den Augen verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erlebnis.

Skizze von Elisabeth Skoda.

In einem kleinen Fischerdorf an der See lebte ein Mann bedürfnislos in einer Hütte. Peter Kreutter hieß er und war ein Privatgelehrter. Er war ein einfacher Mensch und liebte ganz altmodische Dinge: die Sonne und das Meer und die Möwen und den Birkenwald. O, und noch anderes: Goethe und Napoleon und Mozart und Christus und Buddha. Geld mochte er wohl haben, denn arbeiten sah man ihn nicht, wenigstens, was das Volk dort arbeiten nannte. Vielleicht schrieb er Bücher, vielleicht dachte er sie nur. Seine Gedanken flogen wie goldene Wundervögel in das ferne Land, wenn er so am Strand saß und den weiten strahlenden Himmel anschaute.

Frauen gab es nicht in seinem Leben. Ob er je geliebt hatte? Niemand wußte es, niemand kümmerte sich um ihn und sein Herz. Er selbst hatte bewußt immer eine unsichtbare Mauer um sich gezogen, früher, als er noch in Städten lebte und man ihm Frauen vorstellte. Es war so unbequem zu lieben, abgesehen davon, daß man tausend Hemmungen hatte. Die jungen Mädchen — ach, das waren Gänse, die von Firlefanz sprachen und kicherten — die fielen überhaupt nicht ins Gewicht. Und Frauen? Die hatten entweder Männer und waren glücklich oder hatten Männer und waren unglücklich. Die einen brauchten ihn nicht, die anderen waren bleiche Wasserrosen und mußten getröstet werden — das war wieder nichts für ihn. So steigerte er sich allmählich in einen leisen Groll hinein gegen alles, was weiblich war.

Bis eines Tages in seine Einsamkeit das Erlebnis kam.

Es war in einem Sommer, und das kleine Fischerdorf sah wie alljährlich ganz wenige Gäste. Denn es war kein mondäner Ort, es war ein ärmliches Dorf, wo es nur Luft und Licht und Wasser und Weite gab, aber keine Hotels und keine Kurmusik, keine Zeitung und kein Radio. In diesem Sommer aber war ein Paar dorthin gekommen, ein Maler und seine junge Frau, die ganz kurz nach der Hochzeit ihre Flitterwochen da verbringen wollten. So berichtete der alte Seewirt, bei dem der Sonderling manchmal sein Essen einnahm, wenn er sich nichts selbst kochen wollte.

Am ersten Morgen kam das fremde Paar an den Strand, gerade an die Stelle, wo Peter Kreutter auf seinem Liegestuhl zu träumen und zu lesen pflegte. Er, der Maler, brachte eine Staffelei mit, zog eine frische Leinwand auf und begann Farben zu mischen. Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern lose einen weiten Bademantel geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Manne und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war wütend. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glockenhellen Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glück."

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Widerwärtigkeit und Mißtrauen ab, als er sich so angesprochen hörte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?" höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte.

Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge."

Die junge Frau — Peter Kreutter mußte es sich gestehen, da er nun zwei Stunden in ihrer Nähe verbracht hatte — war wohltuend und angenehm. Hochgewachsen stand sie in dem weißen, weichen Sand, und das verschwimmende Blau von Meer und Himmel bildete einen guten Rahmen um ihre schöne Gestalt. Wie sie lachen konnte, daß es einen warm durchrieselte! Wenn sie schwamm, dann blitzten die Arme zwischen aufschäumenden Wellen, und man glaubte ihr, daß sie zu Wasser und Luft gehörte.

Der erste Vormittag wiederholte sich jetzt täglich. Auf des Malers Leinwand glitten weiße Segel am Horizont. Sein Malplatz war ein ziemliches Stück entfernt von der Frau und dem Junggesellen, und wenn er ab und zu breit, schön und sonngebräunt, ein paar Worte herüberrief, derbe Scherzworte, sie solle sich nicht von Peter verführen lassen, oder zärtlich besorgt, daß sie nicht zu weit hinausschwimme, dann spürte man, wie er sie liebte und wie sie ganz sein war.

In Peter Kreutters Herz ging es wirr zu. Daß er sie zu lieben begann, das hätte er sich nie eingestanden. Ein unbehagliches Gefühl begann ihn zu plagen. Er wünschte sie weit weg und im nächsten Moment wollte er, sie wäre ganz nah, viel näher, als sie so im Sande mit geschlossenen Augen neben ihm lag. Aber wehe tun wollte er ihr — o das wollte er. „Wie ist das eigentlich", fragte er mit gleichgültiger Stimme, „Flitterwochen?" (taktlos sein, ja, das könnte sie kränken), „wie empfindet das eine Frau wie Sie?" Sie war viel zu glücklich, als daß sie irgend eine schlechte Absicht hinter seiner Frage vermutet hätte. „Flitterwochen?" philosophierte sie, „welch ein schreckliches Wort!" Sie dehnte die Arme mit einer wundervollen Bewegung: „Anders müßte es heißen — Sonnenwochen, Himmelstage und — ein feines Rot überzog ihre Wangen — Sternennächte . . ."

„Da hast du's, Peter Kreutter", dachte er ingrimmig, „sie hat so viel Seligkeit in sich, daß sie dein Mürrischsein und deine Bosheit gar nicht einmal merkt." Und er sah scheu zu ihr hin und wäre ihr gerne kosend mit den Fingern durch ihr braunes Haare gefahren.

Die Wochen schwanden. Der Maler packte eines Tages sein Malzeug zusammen und umfaßte mit einem letzten Blick, die Hand über den Augen, noch einmal alles: die Farben, die vom zartesten Blau bis zum kräftigsten Rot über dem Meere schwebten, die schmale Küste mit den Sandsteinfelsen und die bunten Häuser der kleinen Siedlung, die grell in der Sonne lagen.

Die junge Frau — es war der letzte Tag ihres Aufenthaltes — war etwas beklommen, da sie längst ins Herz des Peter hineingesehen hatte und ihm doch nichts geben konnte als den Abglanz ihrer seligen Zeit. Als sie ihn zum letzten Mal allein sprach, da faßte sie lange seine Hand und sagte: „Sie sollen nicht traurig sein, Peter Kreutter. Ihnen bleiben Meer und Sonne. Wir aber müssen in die Stadt und" — sie lächelte ein klein wenig wehmütig — „in einen vierten Stock mit Nordlicht und einem winzigen Stück Himmel im Atelier."

„Lächle nur," dachte Peter Kreutter dumpf und fühlte ein Würgen im Halse aufsteigen, das ihm die Kehle zuschnürte und die Sprache nahm.

Als am nächsten Morgen der kleine Dampfer in den leuchtenden Himmel hinausfuhr und er den hellen Schleier der jungen Frau flatternd verschwinden sah, da sagte er leise übers Meer und sprach es wie ein Gebet: „Junge Frau, ich wünsche dir noch unendlich viele Sonnenwochen, Himmelstage und Sternennächte."

Dann ging er in seine Hütte zurück, schloß die Tür, u helle Tränen liefen über sein Gesicht.

Unter der Zugspitze.

Von Karl Lütge.

Was Garmisch-Partenkirchen in den wenigen Wochen „zwischen der Saison" sich an Verbesserungen ausgedacht und durchgeführt hat, ist erstaunlich. Der feudale Anstrich, das Streben zum Weltplatz, war schon immer unverkennbar; jetzt ist es in Neubauten, Straßenführung, Straßenbesserung durchgeführt. Und dennoch sind beide Orte die lieben alten Gebirgsnester geblieben, als die sie von den meisten Besuchern geschätzt wurden!

Nur Spötter behaupten, daß die lange Reihe Schuppen rechts vom Hauptbahnhof ganz besonders charakteristisch für Garmisch-Partenkirchen sei — dort sind einträglich nebeneinander die großen Münchner Brauereien mit ihren Niederlagen vertreten . . .! Auch mit den mehr zu Unrecht als zu Recht getragenen Trachten und der oft magazinfrischen Bergsteigerkluft ist's nicht halb so schlimm wie es gemacht wird. Dazu fehlt immer noch das ganz Große, das zum Beispiel an Schweizer Plätzen (die infolgedessen ihre Eigenart eingebüßt haben) bombensicher beherrschend stehende „Grand Hotel". Zwar gibt es große und ausgezeichnete Hotels in dem Weltplatz in den deutschen Alpen, die sich die fragwürdig großartig klingende Bezeichnung mit allem Recht zulegen könnten. Daran denkt man hier nicht.

Aber ein Kurhaus ist da, und ein Kurtheater; wie man weiß: das eine in Garmisch, das andere in Partenkirchen, damit keiner zu kurz kommt und damit der Verkehr sich immer hübsch verteilt. Die Gerechtigkeit in der Teilung der Sehenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten ist überhaupt geradezu vorbildlich: nach Partenkirchen zu geht es zur Partnachklamm, nach Garmisch zu in die Höllentalklamm. Zur Zugspitze marschiert man zu Fuß durch Partenkirchen, per Bahn und Auto geht's über Garmisch. Zwei hervorragende Aussichtsberge thronen überm weitgrünen Tal: der Kramer und der Wank; dieser über Partenkirchen, jener über Garmisch. Und damit der jetzige „Vorteil" Garmischs, das nach der Kreuzeckbahn zu liegt, ausgeglichen wird, trägt man sich mit dem Gedanken, eine Bahn auf den ortsnahen famosen Wank zu bauen und dem Rigi in der Schweiz Konkurrenz zu machen.

Bei der Zugspitzenbahn sind die Österreicher schneidig und entschlossen vorgegangen und haben ihre Bahn eilends vor der zögernden bayrischen Bureaukratie erstellt. „Luftig“ geht es oberhalb der österreichischen Grenzstation Ehrwald in 1224 Meter Höhe ab, bis auf 2805 Meter Höhe. Ein sicheres Reisen, so gefährlich es ausschaut! Ganz ähnlich ist die von Garmisch näher und bequem zu erreichende bayrische Kreuzeckbahn. Ebenso luftig geht es hier mit der kühnen Seilschwebebahn auf das 1652 Meter hohe Kreuzeck, einen Aussichtsberg von erhabener Weite. Autobusse, Bahn und sonstige Verkehrseinrichtungen schaffen die Höhensucher (man muß wohl eigentlich sagen Höhenbesucher) in wenigen Minuten von Garmisch-Partenkirchen nach der Talstation der kühnschneidigen Bahn.

Für andere Genüsse als Höhenfahrten auf Kreuzeck und Zugspitze und Besuche der grauslich pittoresken Klamms, die für ängstliche Gemüter Abarten der Wege in die Hölle zu sein scheinen, ist es im Augenblick fast noch etwas zeitig. Ich meine das in den letzten Jahren mit Eifer und Hingebung hier oben in der grünen Alpenweite aufgekommene Baden. Es geht mit allen Schikanen am Luft- und Strandbad von Garmisch vor sich, ergiebiger am hübschen Riessersee mit seiner großzügigen Hotelanlage und besonders großartig am bergumschlossenen Eibsee, in dem sich die 3000 Meter hochgestreckte Zugspitze selbstgefällig spiegelt. Hier ist in wenigen Wochen ganz großer Betrieb! Jetzt begnügt man sich mit Spaziergängen um den Eibsee, der sich dabei von einer Größe erweist, die den „Spaziergang“ für Bequeme (es sind fast drei Stunden) zum Wagnis werden läßt. Oder man rudert, sitzt auf der Terrasse des Riesenhotels, oder sieht durch das Fernrohr auf die nahe Zugspitze zum Münchnerhaus, zu dem die kleinen Wagen der Zugspitzen-Schwebebahn hinanstreben.

Den Badersee dürfen wir nicht vergessen! Wer in Garmisch-Partenkirchen schon weilte, wird der Nixe vom Badersee den schuldigen Besuch gemacht haben. — Welch ein See! Scheint klein, flach, wird anfangs wohl bespöttelt. Und wächst mit seinem glasklaren Wasser dann plötzlich, ist tief, forellenreich und Sommers und Winters genau 8 Grad warm. Die Nixe lauert mitten im See in 16 Meter Tiefe und nickt uns zu. Wir werden ihren Anblick nicht wieder los, und wenn der Wein im nahen Hotel noch so gut und sein Konsum noch so reichlich ist . . .

Im nächsten Jahr besuchen wir sie trotzdem wieder, die Nixe vom Badersee bei Garmisch-Partenkirchen!

Was Mütter von Pockenimpfungen wissen sollten.

Bekanntlich müssen in Deutschland alle Kinder vor der Vollendung des ersten und dann wieder im 12. Lebensjahre geimpft werden. Dies bestimmt ein Gesetz aus dem Jahre 1874. Nun besteht aber gegen diese zwangsweise Regelung in weiten Kreisen der Mütter immer noch ein Widerstand und wenn sie sich auch äußerlich der Notwendigkeit fügen, im Innern sind sie doch vielfach von Angst erfüllt, daß diese Impfung vielleicht ihrem Kinde schaden könnte. Wenn es nach ihrem Willen ginge, dann würde sie bestimmt unterbleiben.

Diese Mütter würden wohl kaum so denken, wenn sie wüßten, wie sehr die nun schon jahrelange Erfahrung zugunsten der Pockenimpfungen spricht und wie sehr die Gefahr der Erkrankung an dieser bösen Krankheit dadurch herabgemindert wird. Dies beweisen klar und deutlich nüchterne Zahlen der Statistik. Vergegenwärtigen wir uns einmal die Verhältnisse in Preußen. Es starben dort im Jahre 1874, dem Jahre also, als das Impfgesetz in Kraft trat, 9,5 Menschen auf 100 000 Einwohner berechnet, an Pocken und schon drei Jahre später sank diese Relativzahl auf 0,3. Noch viel klarer wird die Besserung der Verhältnisse, wenn man längere Zeiträume heranzieht. In Zeiten des Mittelalters wurde zeitweise die Bevölkerung durch die Pocken geradezu dezimiert. Noch im Jahre 1796 starben in Preußen 39 000 Menschen an Pocken, während es im Jahre 1925 nur noch 2 waren, wobei noch zu bedenken ist, daß das jetzige preußische Gebiet viel stärker bevölkert ist. Daß übrigens diese gewaltige Minderung der Erkrankungs- und Sterbefälle gerade auf die Pockenimpfung und nicht so sehr auf andere Umstände (Besserung der hygienischen Verhältnisse usw.) zurückzuführen ist, beweist ein Vergleich mit anderen Ländern, die keinen oder doch nur bedingten Impfzwang haben. In England z. B. sind die Verhältnisse zurzeit so geregelt, daß an sich eine Impfverpflichtung besteht, Eltern aber, die erklären, daß sie Gewissensbedenken gegen die Impfung haben, können davon Abstand nehmen. Nun zeigt die Erkrankungskurve an Pocken in diesem Lande in den letzten Jahren folgende Entwicklung. Es erkrankten an Pocken 1921 rund 350 Menschen, 1922 rund 1000, 1923: 2500, 1924: 3700, 1925: 5000 Menschen.

Wenn man noch bedenkt, daß bei den heute hygienisch hochwertigen Methoden die Impfung für das geimpfte Kind keinerlei Gefahren bietet, so muß man sagen, daß der Widerstand der Mütter gegen diese Maßnahme nicht gerechtfertigt ist.

Feriengedanken.

Die Frage: „Was nehme ich mit?“ entscheidet letzten Endes nicht der Reisende, sondern sein Koffer!

*

Keine Gegend vermag zu halten, was ein Prospekt verspricht!

*

Nenne mir deinen Ferienaufenthalt — und ich kenne den Inhalt deines Geldbeutels!

*

Das Wichtigste an jeder Ferienreise ist — daß der Mensch sich vom Menschen erholt.

*

Vergleiche schaden einer Gegend, wie Ähnlichkeiten einem Gesicht. **J. Adams.**

Lustige Rundschau

* **Beim Friseur.** „Es ist höchste Zeit, daß ich zu Ihnen komme! Ich seh' schon aus wie ein Stachelschwein!“ — „O, haben Sie keine Sorge, die Stacheln werden wir gleich weghaben!“

*

***Schwerwiegende Abhaltung.** „Ich habe mich mit Meyer gezankt. Krumm und lahm hätte ich ihn geschlagen, wenn ich nicht abgehalten worden wäre.“ — „Wer hat dich denn abgehalten?“ — „Meyer.“

Rätsel-Ecke

Viereck-Rätsel.

Essenkehrer, Sternenraum, Sonnenstein, Rittersporn, Sommernacht, Wasserkanne, Regenschirm, Strohpapier, Fensterglas, Bergschacht, Kreuzkirche.

Stelle diese Wörter so untereinander, daß von links oben nach rechts unten in schräger Linie ein neues auf den Juni Bezug habendes Wort zustande kommt, mit R beginnend, mit T endend.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Hat dir der Tag nur —
Und harte Not ge —,
Schlug einer auf dich —,
Von dem du gut ge —,
Fühlst du dich ganz al —
In banger Lebens —:
Leg' dich zur —
Der Schlaf deckt alle Wunden —.

Von diesem Sinnspruch Otto Prombers sind an Stelle der Endstriche die Reime zu suchen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 133.

Besuchskarten-Rätsel: Glückliche Reise!

*

Spitzen-Rätsel:

F	E	R	I	E	N	A	N	F	A	N	G
e	s	o	d	r	i	s	a	e	f	a	a
l	c	s	a	l	l	t	s	e	f	g	s
d	h	e		e			e		e	e	t
	e									l	

= Ferienanfang.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.